Ganze Schweiz veränderlich

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **96 (1970)**

Heft 40

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Notizen von Oskar Reck
zum hiesigen Lauf der Welt

Abschied von rosa Legenden

Edgar Bonjours große Publikationen zur Zeitgeschichte haben die Diskussion über die dreißiger Jahre und den Aktivdienst neu belebt. Die Zeit der Ausscheidung zwischen rosa Legenden und grauer Wirklichkeit ist angebrochen. Erst angebrochen, wohlgemerkt, aber noch keineswegs bestanden. So leicht nämlich trennen die mittlere und die ältere Generation sich von der ehrwürdigen Patina nicht, die sich auf das Geschehen von dazumal legte. Man war ja in den Zeiten der nazistischen Götzendämmerung und des globalen Feuersturms nicht nur dabei; man hat auch nicht nur gezagt und gebangt; man hat, so hören wir's gerne, auch mitgeopfert: war eingesperrt in dieses vom Krieg umtobte Land, lebte in engen Schranken beruflicher Ausbildung und wirtschaftlichen Fortkommens, hatte sich mit Kontingentierung und Rationierung zu quälen, war in wochen-, ja monatelangen Ablösungsdiensten von den Angehörigen getrennt. Gewiß, gewiß. Aber ist es eigentlich so unverständlich, daß unsere Söhne in diesem Katalog keine Opfer zu entdecken vermögen, sondern uns, gemessen an den eigentlichen Erduldern des Nazikrieges, als Privilegierte empfinden? Wir waren es auch und vor allem deshalb, weil wir keinen einzigen Entschluß auf Biegen und Brechen zu fassen hatten: Niemals – auch im schwülen Sommer 1940 nicht – hatten Bundesrat und Parlament sich mit einem Ultimatum oder einer indirekten Form existentieller Erpressung zu quälen. Die Bewährungsprobe in einem radikalen Sinne blieb uns erspart. Das ist die schlichte und, der Himmel weiß es, gnadenvolle Tatsache. Und also läßt sich hinterher auch nicht schlüssig ausmachen, wie wir uns in einer solchen Bewährungsprobe verhalten hätten. Fest steht lediglich, daß wir im einzigen Ernstfall, der zu bestehen war, demjenigen der Asyl- und Flüchtlingspolitik, keine schulbuchreife Figur machten: Der Bericht des Basler Professors Carl Ludwig aus dem Jahre 1956 belegt es für alle, die keinen unmittelbaren Einblick hatten. Nicht nur im Bund, sondern auch und zuvor in den Kantonen gab es oft mehr Opportunismus als tätigen Geist der Humanität. Wer aktiv in der Flüchtlingspolitik engagiert war, weiß haargenau, daß das Wort vom «vollen Boot» zwar Widerstand weckte, aber auch Beifall fand. Noch immer ist unser Hang groß und bisweilen übermächtig, uns eine wohlgefällige Vergangenheit zurechtzuschummeln.

Erfahrung mit der Krise

Aber wir trumpfen, wenn die Jungen uns auf die Nerven gehen, nicht nur mit dem Frontengewimmel der frühen dreißiger Jahre und dem Aktivdienst auf, sondern auch mit unserer Krisenerfahrung – und wenn wir Krise sagen, meinen wir weder die ost-westliche, noch die nahöstliche und ebensowenig die historische Danziger Krise, sondern unsere eigene, Ende der zwanziger und anfangs der dreißiger Jahre, als bei uns 100 000 Arbeitslose stempelten. Ja, meinen wir, das haben diese Grünschnäbel auch nicht erlebt: eine Wirtschaft ohne Schnauf, serbelndes Gewerbe, die Angst,

auf die Straße zu fliegen und dann mit noch schmalerem Geld gerade noch zu überleben. Das Erlebnis dieser Krise fraß sich in eine Generation, in zwei sogar, und blieb in ihnen sitzen. Die übermütigen Herrschaften, hieß es dann später bei Gelegenheit, die immer weniger arbeiten und immer mehr verdienen wollen, sollten auch einmal «so eine kleine Krise» zu spüren bekommen, um den Arbeitsplatz bangen und Lohnabbauten in Kauf nehmen müssen. Dann würde ihnen der Kamm welken. Dann gäbe es wieder bessere Zeiten für die Dankbarkeit. Dann wären wir die aufsässigen Krakeeler los. Die Erfahrung mit der Krise prägte auch ganze Regionen, formte das wirtschaftliche und damit das politische Denken.

Es könnte wieder einmal anders kommen

Aber was soll die junge Generation mit der als Mahnung, ja als Drohung zelebrierten Krise? Gläubig erschauernd zu dem aufblicken, der das Porträt des Küchenmeisters Schmalhans mit dem verhaltenen Pathos des Erfahrenen entwirft? Zerknirscht sein über die eigene Unerfahrenheit in Dingen der Wirtschaftskrise? Ich habe es während der Auseinandersetzungen um die Ueberfremdungsinitiative gewiß ein dutzendmal in öffentlichen Versammlungen erlebt, daß jugendliche Gegner dieses Volksbegehrens wutentbrannt zurechtgewiesen wurden: Sie hätten ja keine Ahnung! Wollten da mitreden und gegen Leute polemisieren, die sich bitterlich durch die Jahrzehnte hätten durchkämpfen müssen, besonders, nun eben: durch die Krise. Und jetzt, wo man endlich freier atmen könne, sei man von Tschinggen umstellt, und ein babylonisches Sprachen- und Sittengewirr verleide einem die Heimat. Von Mal zu Mal habe ich mich aufs neue gefragt, was junge Leute denn eigentlich mit solchen Krisenelegien anfangen sollen, bei allem schuldigen Respekt vor ergrauten Häuptern. Nichts. Nichts. Nichts. Fremde Mühsal, auch wenn es die Mühsal des eigenen Vaters war, kann man in sich nicht nachvollziehen und die Folgerungen dann als Notration für schlimmere Tage speichern. Auch ist schlecht einzusehen, worin der Vorsprung derer eigentlich bestehen solle, die sich vor vier Jahrzehnten hierzulande im Gefolge der Weltwirtschaftskrise haben quälen müssen. Zu mehr als der trivialen Warnung, es könne auch wieder einmal «anders kommen», reicht die Erfahrung mit der Krise zumeist nicht aus.

Aufgehen im Betrieb

Ich sage: zumeist. Was darüber hinausgeht, tönt etwa folgendermaßen: Mit nie erlahmender Dankbarkeit die Chance der Wirtschaftskonjunktur wahrnehmen. Viel und noch mehr arbeiten. Hart und noch härter arbeiten. Die Leistung steigern, ohne je mit sich zufrieden zu sein. Ein hoher Umsatz ist der Anreiz zu einem noch höheren; denn: genug ist nicht genug. Im Betrieb aufgehen. Die Arbeit als das Höchste begreifen. Es ist schon nahezu ein Verbrechen, jedenfalls eine schwer verzeihliche Fahrlässigkeit, solche Maximen in Zweifel zu ziehen – zumal da die Jungen ohnehin den Hang bekunden, weniger angestrengt (als wir), weniger präzise (als wir), weniger ernsthaft (als wir) die Pflichten des Alltags zu erfüllen, jawohl! Dennoch sind die angeführten Maximen, die in unserer strammen und von Anstrengung dampfenden Arbeitswelt manche für die helvetischen Nationalmaximen halten, vor einer zunehmenden Bezweiflung nicht mehr zu retten. Der immer tollere Wirbel, von der angebeteten Dynamik entfacht, wird als Zukunftsvision immer fragwürdiger. Und was soll's eigentlich mit dem «Aufgehen im Betrieb», mit der heroischen Abhunderei, die den absurdesten Produkten unserer hochgelobten Verschwendungs- und Wegwerfgesellschaft gilt? Die Vorstellung etwa, im hingebenden Aufdruck von Blümchen auf Klosettpapier den höchsten Sinn des Lebens zu erblicken, müßte den Weltgeist schütteln, wenn sie ihn erreichte.

Die Zeit, in der so viel von Ueberdenken aller möglichen Einrichtungen und Gepflogenheiten geredet wird, dürfte demnächst auch zum unbefangenen Ueberdenken der ehernen Ideale unserer so freiheitlichen Wirtschaftswelt noch reif werden. Mittel und Zwecke haben sich in ihr bis zur Unzertrennlichkeit verfilzt.